

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 1 (1897)

**Artikel:** Von der Hundwyler Landsgemeinde  
**Autor:** Juchler, R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571862>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Von der Hundwyler Landsgemeinde.

Bon M. Jucker, Herisau.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Mit drei Originalaufnahmen von Aug. Ammann, Zürich.

«L'état c'est moi!» sagt das freie Volk von Appenzell, allerdings auf gut schweizerdeutsch, und geht einmütig zur Landsgemeinde. Und alle herzustromenden Fremden staunen das selte Schauspiel an, wie ein ganzes Bölklein Kopf an Kopf gedrängt, ein, zwei bis drei Stunden auf dem relativ engen Platz aushält, ob es regnet oder ob die Sonne brennt, um des Landes Wohl gemeinschaftlich zu beraten und seine Obrigkeit zu bestätigen oder neu zu wählen. Selbstbewußtsein, Gewöhnung und das Gefühl der Gleichberechtigung Aller nicht nur vor dem Gejätz, sondern vor dem Richterstuhl der eigenen Meinung, haben in der Landsgemeinde einen Akt geschaffen

und ins Volksleben eingeägt, daß es der Alles wandelnden Zeit schwer fallen dürfte, ihn umzumodeln. „Und ich thue es doch“, hören wir sie räumen; aber das schrekt unsere behagliche Schaulust nicht und erhöht nur unsere Sympathie mit den eigenartigen, beweglichen Appenzellern und ihrer originellen Staatsseinrichtung.

Daf die kleine Schweiz innert den engen Grenzen ihrer 22 Kantone ebenso viele Volkscharaktere, Sitten und Trachten beherbergt, findet der Ausländer erstaunlich, amüsan. Uns Schweizern selber aber fällt es auf, daß auf der kleinen Hochwarte am Nordfuß des Säntis zwei Halbkantone wie gute



Aufzug zur Landsgemeinde in Appenzell (J. N. 1896). Phot. Aug. Ammann, Zürich. (Siehe S. 61).

Nachbarfamilien friedsam nebeneinander wohnen und sich fast haarscharf in ihren Eigentümlichkeiten von einander abheben: Die Appenzeller Außerhoden gewerblieh rührig, aufgeweckt, selbständig und forschrittslich; die Innerrhoder, zum größten Teil Bauernsame von altem Schrot und Korn, konseriativ auf alter Sitte beharrnd, von jener Schlauheit und Zähigkeit, die einen Schritt rückwärts geht, um zwei vorwärts zu kommen. Während die Appenzeller J. N. als nüchtern, präzise Protestanten ihre Landestracht bei Seite gelegt haben, sijen die schönen Innerrhöderinnen mit dem feingezeichneten Profil und dem künstvoll gewellten Haar an ihren Stickrahmen und zaubern mit geschickten Händen und kühlem Sinn reiche Muster auf den feinen Battist, der in aller Herren Länder seinen Absatz findet.

Zu gleicher Zeit, am letzten Sonntag im April, halten diese beiden Halbkantönen ihre Landsgemeinde ab: Außerhoden in den Jahren mit gerader Zahl in Trogen, in den ungeraden, wie dies Jahr, in Hundwy; Innerrhoden in seinem Hauptort Appenzell und zwar einige Stunden später wie Außer-

rhoden, so daß es einem Neugierigen, der zudem über ein Gefährt verfügt, möglich ist, den Besuch beider zu vereinigen. Wir schliezen uns den Wanderern nach Hundwy an; scheint doch der Himmel, nachdem er wochenlang seine Winterlaunen ausgetobt hat, heute zum erstenmal ein freundliches Gesicht machen zu wollen. So ein Appenzellerfrühling ist ein eigen Ding; entweder ist er gar keiner, oder er hat etwas vom Charakter der Landesbewohner an sich:

„Ein eigen Bölklein

Sind unsre Appenzeller, klug wie Schlangen.

Bald süß und klar wie Bienenhonig ist

Ihr Wort, bald räß wie alter Käse;

Und zäh und stark wie dieser Säntisfelsen

Ist all ihr Denken, Fühlen und ihr Glauben.“ —

Auf allen Straßen ist es schon lebendig. Fußgänger, Radler, luftige Sommerwagen und feine Kutschchen streben in verschiedenen tempi alle dem gleichen Ziele zu. Auf jenem Wagen thront neben dem Kutscher der Standesweibel im schwarzen Mantel mit dem Zweispitz auf dem männlich schönen

Kopf, und die silberhaarigen Insassen sind die Vertreter der höchsten Landeswürde.

Wollen wir uns nun dem Gros der Landsgemeindebesucher, das hirt durcheinander gewirbelt die breite Landstrasse in ununterbrochenem Zuge bedeckt, anschliessen, oder den Wald- und Wiesenweg über Hügel und Tobel nehmen? Wir wählen das letztere und mit uns noch viele andere, die freiere Bewegung und schmutzige Schuhe dem beengenden Gechiebe auf der Heerstraße vorziehen. Kaum daß das Auge sich Zeit nimmt, die wunder schönen Ausblicke nach dem winterweichen Säntis und nach der in die grüne Hügelsenkung sich schmiegenden, schönen Gallusstadt mit dem dunstbelegten See im Hintergrund zu streifen; hat es doch des Interessanten genug in nächster Nähe.

Da schlängeln sie sich heran auf allen Pfaden die Landsgemeindemänner mit dem in allen Nuancen, die schwarz sich beilegen kann, schillernden Cylinder, oder dem Wollenhut auf

dem Kopf und dem Säbel an der Seite. Jeder stimmfähige Bürger trägt ihn heute als Zeichen seiner Freiheit und Wehrfähigkeit. Und so verschieden wie der Begriff Freiheit von seinen Trägern aufgefaßt wird, so mannigfaltig sind auch die Formen ihrer Waffe. Die militärisch Jugend trägt das ordonnanzgemäße Bajonettmesser, von dem kaum die Spitze unter dem Kettelrand hervorlugt. Der Vertreter der Landwehr vom Bauernschlag hält in der braunen Faust, oft mit dem Regenschirm einträchtig zusammengeknürt, den breiten, leichtgewogenen Säbel, ein altwäterisches Erbstück und eine wirksame Dekoration des Besitzers mit dem wetterharten, schlauen Gesicht, umrahmt von dem starren, den Mund freilassenden Bartfranz. Weit eleganter präsentieren sich die schlanken Degen mit silbernem Griff der "Herren", von welch letztern aber selten einer die etwas linden Pfade übers Rachentobel gewählt hat. Diese Degen gemahnen an spanische Stoßklingen; doch



Landsgemeinde in Appenzell (J. Rh.) 1896. Phot. Aug. Ammann, Zürich. (Siehe S. 61).

habe ich mir sagen lassen, daß es darunter welche giebt, die rein dekorativ wirken, d. h. nur aus einer imitierten Scheide mit Griff bestehen.

Friedlich wie die Bestimmung all dieser Mordwaffen sind auch die Züge ihrer Träger; denn der Himmel hellt sich mehr und mehr auf und verpricht eine unerwartet "schöne Landsgemeinde". Andere Jahre war das Land Ende April schon ganz im weißen Blütenstaub; doch heuer ist alles Wachstum noch sehr zurückhaltend und das liebt der Bauer. Von allen Seiten wimmelt es in schwarzen Almeisenzügen dem Tobel zu, durch dessen steile, schwachbewaldete Hänge und malerische Felspartien sich die Urnäsch windet. Und jenseits der gedeckten Brücke verbreitert sich der Schwarm und langsam, behaglich wird die freie Höhe erklommen, wo das kleine Hundwyler auf grünem Wiesenplatz sich sonnt. Am Wegrand sitzt ein Invalid mit der Drehorgel; doch der Gewaltshause umgeht lieber ein sonst unbequemes Hügelchen, um nicht an dem vorgestreckten Hut vorbei zu müssen. Die alte Geschichte: Auf den geschichtlichen Tell schwört man, aber seine

Gefinnung, seine Devise „Gradaus“ weist man wie oft ins Gebiet der Sage.

Ein gewaltiges Summen wie Meeresbrausen empfängt uns auf dem von drei Seiten von Häusern umgebenen Platz und wir ziehen uns schmunzig in unser Quartier, dem besten des Dorfes, ins Pfarrhaus zurück. Ein echtes Appenzellerhaus: weiß gemalt von außen, ein Fenster dicht am andern mit Ziehläden davor; behaglich weite, helle Räume drinnen, vor deren Deckbalken ein hohes Haupt das Büken lernt. Gehtemand die Treppe hinauf, so knackt das ganze Holzwerk und die Thüre erzittert wie unter derben Faustschlägen, und jeder Fußtritt über uns hört sich an wie dicht an unserer Seite, so daß man sich anfangs immer unsont nach jemandem umsieht. Die gastlichen Bewohner dürfen sich gratulieren, daß dieser Ueberfall ihres friedlichen Heims nur alle zwei Jahre stattfindet. Gerade unter uns ist das Zimmer, wo die Herren der Regierung aus- und eingehen; sonst sind alle Fenster in der Runde besetzt von Neugierigen, die gleich uns die wimmelnde Menge überblicken.

Jetzt kommt eine bestimmte Bewegung in die Masse. Sie

wird kompakter und vervollständigt sich immer noch durch neuen Zug. Aller Augen richten sich nach dem Stuhl der Regierung, einer einfachen, hölzernen Estrade. Dort oben steht ein erprobter Mußdirigent, und auf seine Handbewegung intoniert die ganze Versammlung das altbekannte Landsgemeindelied:

Alles Leben strömt aus Dir  
Und durchwallt in tausend Bächen  
Alle Welten. Alle sprechen:  
. Deiner Hände Werk sind wir!“

Es ist ein originelles, fugenartig trozig klingendes Lied, dessen Dichter und Komponist ein Appenzeller, Heinrich Tobler in einer Person ist. Ich meine der alte Santiis müßte seine helle Freude dran haben, wenn diese wuchtigen Tonwellen zu seinen Felsenmauern herausdringen, der Bittgesang eines ganzen Volkes, das an seinem Chrentag seine Abhängigkeit von einem höchsten Wesen demütig anerkennt. Da steht neben kahlen, würdigen Häuptern so mancher junge Flaumbär, der vielleicht heute zum erstenmal mit dabei ist; neben strenger Rechtholigkeit die schlaue Berechnung, die nur den eigenen Profit kennt; neben ehrbarem, altwäterischem Wesen die sorglose Genügsucht, die nur von der Hand in den Mund lebt. Sie alle fühlen sich jetzt im Banne eines großen Momentes. Und wer es nicht vermag zum allgemeinen Besten unterzugehen in der Gesamtheit, der wähnt sich selber als den Mittelpunkt derselben und pocht auf seine Freiheit und Manneswürde, ohne zu merken, wie bleichern sie klingen.

Das Lied ist verflungen und eine erwartungsvolle Stille legt sich über die vieltausendköpfige Menge. Aus dem Pfarrhaus bewegt sich in feierlich gemessenem Schritt ein Zug. Unter Vorantritt von acht in die Landesfarben Appenzells gekleideten Landsknechten, sechs Trommlern und zwei Pfeifern, und einer uniformierten Blechmusik, naht die Regierung voran der regierende Landammann, eine mittelgroße, gewinnende Erscheinung mit markantem Profil und silberinem Lockenhaar, die Schultern umwallt vom schwarzwallenden Mantel; ihm zur Seite sein Vorgänger im Amt, eine hohe, markige Gestalt mit weißem Haupt. Hinter ihnen die übrigen Herren der Regierung, gefolgt von dem Landes- und den Gerichtsweibeln. Sie befeiigen den Stuhl und wie wenn man eine dunkle Decke von der Versammlung höbe, ist es anzusehen, wenn die Häupter sich entblößen zum stillen Gebet.

Auf die nun folgenden Verhandlungen ist alles sichtlich gespannt. Wer weiß, daß Appenzell a. Rh. bis jetzt kein eigenes Steuergesetz hatte, sondern sich nur mit einer lückenhafte Steuerverordnung beholfen, wer ferner bedenkt, daß der Vorschlag zu einem richtigen Gesetz über diese Materie schon siebenmal der Landsgemeinde vorgelegt und siebenmal von ihr verworfen worden, der konnte schon für die Annahme dieses Schmerzenskindes bangen, zumal da das Steuern sich bei den Appenzellern keiner größern Beliebtheit erfreut als bei den übrigen Kindern der Mutter Helvetia. Diskussionen sind an unserer Landsgemeinde nicht üblich; einigen Einfluß, oft den entscheidenden wie dies Jahr, übt die Eröffnungsrede des Landammanns. In richtiger Erwägung dieser Umstände läßt dieser darum heute die großen, politischen Ereignisse des Auslandes ganz außer Betracht, sich allein auf die äußerst klare, klug berechnete Darlegung der internen Angelegenheiten bechränkend. Es ist ein Meisterstück einer Volksrede, die er in knappen, schlchten und darum so überzeugenden Worten dem gespannt lauschenden Volke gibt und die deshalb auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Doch wir wollen nicht voreilen, denn vorerst kommen die Neuw- und Erstwahlen in die Regierung, aus der dann die Wahl des Landammanns erfolgt.

Mit heller, weithin schallender Stimme thut der Weibel die Namen der zu den betreffenden Amtmännern Vorgeschlagenen dem Publikum und mit der stetigen Anrede: „Gretreue, liebe Mitländer und Schweizerbürger! Wem's wohl gefällt, daß X. X. zum Regierungsrat gewählt werde, der erhebe seine Hand!“

Vor der Wahl des Landammanns legt derselbe feierlich sein Amtstifill nieder, „das er nur zur Ehre und zum Wohl des Landes nach bestem Wissen und Gewissen gebraucht.“ Und einstimmig wird er wieder gewählt wie alle Regierungsräte und die Vertreter des Obergerichts. Als ob das gute Wetter Einfluß auf die Stimmung der Versammlung hätte, laufen nach den Wahlen auch die Abstimmungen über die neu einzuführenden Gesetze flott und günstig ab und als sogar die Hundesruer ganz wider Erwarten mit entschiedenem Mehr ange-

nommen wird, geht ein vergnügtes Murmeln, ein leiser Jubel als Ausdruck der allgemeinen guten Laune, der Überraschung durch die Masse. Und das unbeteiligte Publikum, das die Fenster garniert und den dunkeln Kornhäusern mit hellen Hüten und Kleidern bunt umkränzt, freut sich mit.

Aber sofort tritt wieder Ruhe und Ernst ein mit der Fortsetzung der Geigesvorlagen, bis die Einladung zum Eid, der den effektvollen Schluß des ganzen Aktes bildet, an alle ergeht. Wohl drücken sich einige bei Seite, die sich stoßen an der altwäterischen Form, der engen Dogmatik des Eides; oder ihrer strengen Rechtlichkeit ist die alljährliche Wiederholung eines Schwures, der in seiner Idee doch bindend für Zeit und Ewigkeit sein soll, ein Unding. Zum bessern Verständnis dieser Ansichten will ich hier aus der Erklärung der Eidformel, wie sie alljährlich der versammelten Landsgemeinde vorgelesen wird, eine Stelle anführen:

„Dabei soll ein jeder Christ, der einen Eid schwören will, aufwenden drei Finger, wodurch angedeutet wird die richterliche Herrlichkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; die zwei letzten Finger aber sollen in die Hand zurückgeborgen und damit die gänzliche Unterwerfung der Seele und des Leibes unter die richterliche Gewalt Gottes vorgestellt werden“... Und weiter unten: „Endlich, der falsch schwört, der red't, als ob er spräch: Als ich heute falsch schwöre, also mache ich mich schuldig dieses Urteils, daß meine Seele, die bedeutet wird durch den vierten Finger und mein Leib, die bedeutet wird durch den fünften Finger, geschieden werden sollen von aller Gemeinsame aller Heiligen und herabsetzt werden der erquällichen Anschauung unsers Herrn Jesu Christi immer und ewiglich“ *rc.*

Für die unbeteiligten Zuschauer ist es ein feierlicher Moment, wenn erst der Landammann mit aufgehobener Rechten den Eid schwört mit folgenden Worten: „Das hab ich wohl verstanden, was mir ist vorgelesen worden; das will ich wahr und stets halten, treulich und ohne alle Gefährde, so wahr ich wünsche und bitte, daß mir Gott helfe.“ Wie ein leises Knistern und Rauschen geht es durch die Luft, wenn nach ihm das Heer der Landleute die Hand mit den Eidfingern aufhebt, und als gedämpftes Brausen schlagen vieltausendstimmig dieselben Worte in dumpfem, tiefem Klang an unser Ohr.

Die Landsgemeinde ist vorüber. Der Landammann wünscht seinen Mitbürgern glückliche Heimkehr und gesegnetes Wirken im Schutze der bestehenden und neu beschlossenen Gesetze zu Nutz und Frommen des engern und weitern Vaterlandes. Ein lebhaftes Gemurmel der Befriedigung geht durch die Masse. Sie bewegt und dehnt sich wie ein Ungeheuer, das ungefahne Arme und Füße nach allen Himmelsgegenden ausstreckt. Schon streben die schwarzen Aedchen die Hügel hinauf und dem Thale zu und immer noch bedeckt ihr Kornpunkt als dunkles Gewimmel den Platz. In feierlichem Zuge unter Musikbegleitung hat sich die Regierung zum wohlverdienten Mittagsmahl nach dem „Ochsen“ begeben und ihr nach drängen nun die Hungernden und Dürstenden und jeder ist froh der allerprimitivsten Bedienung.

Der große Heerwurm der Hinterländer bewegt sich schon wieder auf der Landstraße nach Waldstatt, Urnäsch, Herisau *rc.*, während die richtigen Teiflummler, sofern sie über einen Wagen verfügen, dem Flecken Appenzell zustreben, um dort noch ein Stück Innerrhoden Landsgemeinde mitzumachen<sup>\*)</sup>. Und sie werden ihre Rechnung finden. Wohl füllt den Platz im lieblichen Appenzell nicht die imponierende Menge wie in Hundwil und der strenge Ernst der Versammlung weicht dort einem zwanglosen, gewöhnlichen Geiste. Aber der Nachmittag und Abend bringt namentlich den Freunden allerlei ungewohnte Kurzweil. Von den Innerrhoden spricht man nicht viel, umso mehr aber von ihren Mädchen und Frauen. Ein eigener Reiz umgibt diese schöngewachsene Gestalten in der schönsten aller Trachten. Wer hinter diesen feinen, regelmäßigen Zügen entsprechende Geistesvorzüge und Gemütsstiefe sucht, wird sich vielleicht täuschen. Aber eine Augenweide sondergleichen ist es, so viel Anmut und Natürlichkeit mit schlafertigem Mutterwitz und harmloser Lebensfreude gepaart zu sehen, und es spricht für die Ehrbarkeit und Rücksichtslosigkeit der holdseligen Innerrhodinnen, wenn schönenfreudige Künstleraugen umsonst nach Herzensabenteuern unter ihnen suchen. Verdanken sie doch eben

<sup>\*)</sup> Von der Innerrhoden Landsgemeinde können wir unsern Lesern zwei Originalaufnahmen vorführen, die wir ebenfalls der Güte des Herrn August Ammann verdanken. (Siehe S. 58 und 59).

diesem zähen Festkleben an der Scholle, am Althergebrachten und nicht zum wenigsten ihrer künstlerischen Beschäftigung, der feinen Handstickerei, ihre bestrickende Eigenart, die sich nicht mischen will mit Fremdem, Ungewohntem. Nichtsdestoweniger freuen sie sich ungeniert der lauten und leisen Bewunderung ihrer Festbesucher und zeigen sich dabei von ihrer gewinnendsten Seite. Da wird in den niedern Wirtsstuben die Zither geschlagen und aus jungfrischen Kehlen klingen Lühschreie und Jodler wie Herdenlocken.

Ich habe gesagt, von den Innerrhodern spreche man nicht viel, aber es gelüftet mich, den Leibern der „Schweiz“ zu ihrer Belehrung eine kleine Episode zu erzählen:

Da liegt die erste Nummer der „Schweiz“ auf unserm Tisch aufgeschlagen. Unser Mädchen, eine echte Appenzellerin, guckt hinein und lacht beim Anblick des hübschen Appenzeller-paars vom Trachtenfest in Zürich laut auf. Warum?

„Wills göllig, das sott en Senn si?“

„Warum denn nicht?“

„Aber en Senn het doch ken Schnauz, das isch nöd mögli!“

„Warum nicht möglich?“

„I ganz Innerrhode lauft e ken söttige umenand, das isch eisach nöd sennisch.“

Weitere Gründe waren nicht aus ihr herauszubringen; aber mich amüsierte die Bestätigung des Spruchs: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnt voll Einsicht ein kindlich Gemütt.“ — Verzeihung für dieses Absehen vom Wege, aber bunte Blumen locken uns wie oft zu einem Seitenprung.

Wir selbst sind diesmal nicht mit nach Appenzell gepilgert, sondern mit dem Gros der Landsgemeindemänner von Hundwil heimzugegangen, im Anfang halb geschoben von der Menge. Zum Glück war noch manches Wirtshaus und mancher Wurststand am Wege, die die hungrigen Passanten anlockten, so daß man nach und nach wirklicher Frühlingsluft, nicht infiziert von Tabakssqualm und Cigarruchen, sich freuen konnte. Wieder klangen Leierkästen am Wegrand, gedreht von Invaliden jeder Art mit wetterharten, unsympathischen Zügen, darunter ein Mädchen, ein „Hannale“ genannt, dem man das Welken ohne Blüte aus den traurigen Augen las. — Vorüber!

Die Menge hat sich nach jeder Wegzweigung gelichtet; dafür kommen uns fröhliche Spaziergänger entgegen; Mütter, die mit ihren kleinen den Vater erwarten. Da kommt er und wird jubelnd umringt: „Vatter, dar i der de Landsgemeindjabel träge?“ Und der also erleichterte Vater greift dafür in die Taschen und fördert den obligaten „Landsgemeindchrum“ zu Tage und keins kommt dabei zu kurz.

Und morgen ist die sogenannte „Narrengemeinde“; da geht er mit Frau und Kindern spazieren. Und ist er ein Muster-ehemann, so stöhnt er den Kinderwagen und läßt sich einen Fünfliber nicht reuen, um die Seinen alle recht vergnügt zu sehen. Als ob dieser Montag ein hoher Festtag wäre, schließen dann alle Geschäfte, und wer gesunde Beine und ein frohes, oder nach Freude sich sehndendes Herz hat, der schließt sein Haus und sucht draußen den späten Lenz.

Und zu diesen Weltweisen gehören auch wir.

## Das Sechseläuten in Zürich, 1897.

Von A. Fahlweid, Zürich.

Mit 12 Illustrationen nach photogr. Aufnahmen von R. Ganz in Zürich.

Alter Brauch im Brunkeskleide,  
Alter Zeiten Festgepränge,  
Alter Mut im Kampfgedränge,  
Alter Märchen Jugendklänge,  
Jugendliche Augenweide,  
Überwölbt vom Himmelsblauen,  
Überstrahlt vom Frühlingschein,  
Gi Welch edelschönes Schauen —  
Welcher Herrscher zieht da ein?

Der Lenz ist's, der freudenpendende Frühling, zu dessen festlicher Begrüßung die alten Innungen Zürichs von „einst“ die bunte, fröhliche Feier ins Leben rufen je am zweiten Montag nach Ostern. Siegesfeier möchte ich sie nennen, denn es wird in Acht und Bann erklärt der Winterkönig, dem Flammentod überliefert von fröhlicher Lynchjustiz und Prinz Frühling hält unter sonoren Glockenklingen zur sechsten Abendstunde seinen Einzug, tritt sein Herrscheramt an mit dem „Sechseläuten“. Sechseläuten! Sesswort für das sonst kühle Verhalten des Zürcher Charakters. Sei es nun ein gewisser Stolz auf die alte, hübsche Sitte, die bis in das 14. Jahrhundert hinaufreicht, da die Zunftbrüder, angethan mit ihrem Gildegewand und Wappen unter Sang und Klang ein malisches Zulfest feierten, sei es nun die Befriedigung, daß am Ende des 19. Jahrhunderts dem Volke noch der frische Blütenzweig der Lenzfeier geboten wird — es ist zu „berichten und zu vermelden“, wie sieht man Zürich so froh, so jubelvoll und freudig erregt wie an diesem Feite, auf welches die hübsche Limmatstadt auch dieses Jahr mit Stolz zurücksehen darf.

Um dem etwas einseitigen, durch jährliche Wiederkehr abgeplatteten Zunfttreiben mehr Nachdruck, Glanz und Würde zu verleihen, entstanden Mitte dieses Jahrhunderts die historischen Umzüge, und teilten sich, wie auch jetzt noch, die fortbestehenden Zunftgesellschaften in die Übernahme der einzelnen Gruppen. Da pot sich nicht nur ein weites Feld zur Auferstehung der Waffen- und Geisteshelden Zürichs, zum Hervorufen bedeutender Episoden aus der Geschichte, ein jeder Schweizer sah gleichzeitig darin die Apotheose der Freiheit, der Macht seines Landes.

Dieses Jahr wollte man das Fest speziell der jungen Menschenblüte weißen. „Die Jugend in der Geschichte und im Märchen“ betitelte sich der wohldurchdachte, glänzend und vornehm ausgestattete Umzug. In seiner besten Aprillaune lachte der wolkenfreie Blauhimmler herunter, sandte Frau Sonne ihre strahlendsten Diener herab zur Begrüßung des von klingenden Tönen umrauschten, sceptergeschmückten Heroldes im tiefblau und weißen Prachtgewande. Hoch zu Roß, wie der schweigende Verkünder kommender Pracht, folgen die Pannerträger. Die Schweizer- und die Zürcher Farben leuchten und mit der Lorbeerbekränzten Pannerjeide spielen anmutig die Lenzlüste. Rauscht es nicht leise wie Stimmen aus ferner Zeit:

Pace et gloria —  
Salve Helvetia!

Und kühn geschultert die alte, starke Tellenwaffe, schreitet einher die Armbrust-schützenchar Zürichs — schreitet voraus den elf wappen geschmückten Pannerträgern der alten Außergemeinden, die im Laufe der Zeit sich an das Weichbild der Altstadt anschmiegten, die sich unter den mütterlichen Schutz Gross-Zürichs stellten.

Laß im Lenzessonnenschein die Lanzens blicken, fröhliche Jungmannschaft, das Wappen Helvetias auf der jungen Brust... es naht die Festeskönigin, die Göttin der Jugend. Unter kühn gewölbtem Baldachin thront die Frühlingsfee des Lebens, umgeben von hoffnungsgrünen, freuderosigen Genien. Glücklich derjenige, dem einst galt dein Frohlächeln — in dunklen Tagen denkt er zurück der strahlenden Glückeszauberin — der Jugend.



Pannerträger von Biediton.